

In der Einleitung zeigte er jeweils die innige Verbundenheit des Künstlers mit Boden und Volk der Heimat und betonte, daß man den Künstler nie ganz versteht, wenn man seine Heimat nicht kenne. So führte er zunächst Bilder von Nürnberg selbst vor Augen, um dann zu den Eltern, Geschwistern und Freunden überzugehen. Dazwischen Naturbilder, wie die von den Passionen, seine tiefsehnigen Werke von der Melancholie, vom Ritter, kurz alle fanden in Dr. Schneider einen feinen Erklärer, der mit tiefer Liebe und Wärme seinen Hörern den großen Mann nahezubringen wußte.

In Bamberg und Würzburg waren die Vorträge von musikalischen Darbietungen umrahmt: dort jungen Kinder unter L. Hellendorfers Leitung schöne alte und neue Weihnachtslieder, hier hatte sich Fr. Scherich mit viel Liebe und Verständnis des musikalischen Teiles angenommen und bot mit ihren treuen Helfern und Helfersinnen herrlichen Kunstgenuss. In Schweinfurt spielten Schülerinnen der Lehrland-Gymnasialkchule ein Weihnachts-

Krippenspiel, wofür sie von Gruppenführer, Herr Dr. Lehner, bedankt wurden.

### Schlußwort a. d. Witz.

Oberambachts Dr. E. Wochter hat die Obmannschaft des Frankenbundes (Ortsgruppe Schlußwort a. d. Witz) niedergelegt. Mit der Führung der Geschäfte der Gruppe Schlußwort wurde ab 1. Januar 1935 bis auf weiteres Rechtsanwalt Dr. S. Schürler in Bamberg betraut. H. R.

### Schluch.

Die Ortsgruppe des Frankenbundes in Schluch (Ofr.) wurde am 20. Mai 1935, 4 Wochen vor dem 600jährigen Schluchter Stadtjubiläum, mit Hilfe des Bürgermeisters Kraus und des Kreisobmannes Reiser ins Leben gerufen. Am 1. Juni 1935 übernahm Schriftführer Dr. Pfeuffer die Führung der Ortsgruppe. Infolge Arbeitsüberflutung legte dieser am 31. Dezember 1935 die Obmannschaft nieder. Auf dessen Vorschlag wurde vom 1. Januar 1936 ab Oberlehrer i. H. Konrad Hartig in Schluch als neuer Ortsgruppenführer für Schluch und Umgebung bestellt. r.

## Büchertisch

Würzburg in der Dichtung Max Daubhenbeys. Ausgewählt von Frau Annie Daubhenbey. 1933. Verlag Konrad Triltsch, Würzburg-Kumstle. Reinen 3.— Mk.

Ein sehr feiner gebrachtes und geschmackvoll ausgestattetes Buch liegt hier vor uns, das dem Verlag zur Ehre gereicht. Aber zur Ehre gereicht es auch dem Andenken Max Daubhenbeys, der der einzige Dichter Würzburgs von mehr als 300 Jahren, von deutscher Bedeutung im 18. Jahrhundert gewesen ist und darum mit Recht von seiner Geburtsstadt durch ein Ehrengrab in Erinnerung an die Wälder von der Vogelweide ausgezeichnet wurde. Aus seinem schönen Buch „Reise meines Vaters“ hat man seine Gedichte die Stellen ausgewählt, die ganz besonders von seiner innigen Heimatliebe zeugen, und sie im vorliegenden Buch wiedergegeben. Aber sie hat auch eine größere Anzahl der vielen schon wohl-bekannteren lyrischen Gedichte Daubhenbeys in eine neue Fassung gebracht, indem sie aus einer Kenntnis heraus, die eben nur sie haben konnte, den Entstehungsort oder den Gegenstand angibt, und mancher wird nun bei einem Gedicht, das er schon lange schätzte, durch die Angabe „Im Berggarten“ oder „Auf dem Weg nach Gerbrunn“ oder „Über dem Rappelle“ auch die örtliche Verbundenheit dankbar mitgenießen.

Aus „Ein Herz im Stern der Welt“, aus „Bedenkengut aus meinen Wanderjahren“ und ganz besonders aus „Des großen Krieges Not“ hat sie Johann Brieße, Stimmungsbilder und Gedichte ausgewählt und hier teilweise zum erstenmal veröffentlicht, die einen für viele nicht leicht ganz neuen Daubhenbey erstehen lassen: den während des großen Krieges auf Java festgehaltenen Dichter, der sich im Heimatsehnsucht im wahren Sinn des Wortes verzehrte, aber auch in diesen schweren Jahren in deutscher Befassung über sich selbst hinauswuchs. Ich hörte einmal, wie ein (auch namhafter) schreibender Schriftsteller unseren Max Daubhenbey einen „Internationalisten“ nannte, wohl deshalb vor allem, weil er seine Gedichte zum Teil aus ganz fernem Java holte. Wer ihn so einschätzen möchte, der lese hier etwa die Zeilen, die er an seine Frau schrieb: „Ich muß nachhause, Ich will hier nicht als fremder Mann sitzen. Ich habe mich hier und verzehre mich ... Du mußt zu mir und zu Dir sagen: Was soll und muß lebend heimkommen, jetzt, jetzt gleich, solange es Krieg ist. Er darf nicht die Schande erleben, erst im Frieden in seine Heimat zurückzukehren. Er muß den Krieg miterleben. Er muß auch für sein Land als Mann sterben können.“ Wer diesen Daubhenbey noch nicht kennt, der greife zu dem schönen Buch. P. S.

# Der frankenbund

## Zeitschrift für Heimat- und Volkskunde

Der Beitrag zum Frankenbund beträgt 1934 RM. 4.— und ist bis 1. April bzw. 1. Juli 1934 dem Postfachkonto Nürnberg 29 804 der Hauptgeschäftsstelle Nürnberg zu überreichen. Wo eine Ortsgruppe besteht, wird der Bundesbeitrag durch diese eingezogen. Nach § 10 der Satzungen müssen Abrechnungen für das kommende Jahr bis spätestens zum 30. September des laufenden Jahres betitelt sein. Nichtabrechnung gilt als stillschweigende Bestätigung der Richtigkeit. — Alle literarischen Beiträge für die Zeitschrift hat an den Schriftleiter Dr. Anton Fries, Nürnberg, Hauptbahnhofstraße 24/1, zu senden. Die Abrechnung von unvorläufigen Beiträgen kann nur erfolgen, wenn das Postgeld beigefügt wird.



Nr. 3/4

1936

## Ein Nachhall zur Sommerfahrt des Frankenbundes 1935

Prof. Dr. Karl Schumacher zum Gedächtnis.

Von Werner Hoffeld

Als wir uns im erinnerungsreichen Mergentheim von den „Studienfahrten und Sonnentagen“ am Redar, an Roher und Jagst und an der Tauber trennten, da blieb leider unter der Fülle aller Eindrücke jener 3 Tage keine Gelegenheit einer Dankeschuld zu gedenken, die gerade diese Stadt und ein frisches Grab auf ihrem Friedhof uns Frankenfreunden auflegte. Dort ist am 17. April 1934 Karl Schumacher gestorben, dort ist er am 20. April 1934 bestattet worden: ein bairischer Franke aus dem Dorf Dühren (westlich von Wimpfen im Kraichgau), ein echter Sohn fränkischer Erde, von den Eltern her halb aus häuerlichem, halb aus gelehrtem Geschlecht, der über die enge Heimat weit hinausgewachsen ist, auf wissenschaftlichen Forschungsreisen Frankreich, Italien, Griechenland, Südrußland, Kleinasien und Nordafrika durchreist und eine Welt: die Vor- und Frühgeschichte Südwestdeutschlands, neu belebt, die Wissenschaft davon, nach Kossinnas Werk: „eine nationale Wissenschaft“, zusammen mit den Norddeutschen Kossinna, Schuchhardt und dem Erforscher der Steinburg Dr. Goetze, mit begründet hat. Man hat ihn mit Recht einen *praeceptor Germaniae*, einen Lehrmeister Deutschlands, auf seinem eigensten Gebiet, dem der deutschen Altertumsforschung, genannt, und er ist dabei doch immer der treueste Sohn seiner Heimat gewesen, wie er von sich selbst bekannt hat: „Der Heimatgedanke ist mir als ein stilles Träumen und Sehnen überallhin gefolgt. Er war vielfach der Maßstab des Geschautes und ist jetzt im Alter der Maget, der mit aller Macht zur heimlichen Scholle hinzieht.“

Schumacher hat 1921/1925 als eine Krönung seiner Lebensarbeit ein großes dreibändiges Werk „Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande in vorrömischer, römischer und nachrömischer Zeit“ herausgegeben, das auch das angrenzende Ostfranken mit in den großen Fluß des Ge-

(hier gestorben 6. 7. 1476) — stand er durchaus an der Spitze der zeitgenössischen Mathematik und Astronomie und hat sich durch die Einführung des Studiums der Algebra in Deutschland und durch die Schöpfung der modernen Trigonometrie ebenso verdient gemacht wie durch die Herstellung sehr vollkommener astronomischer Instrumente, durch die Einführung des sogenannten Jakobsstabes in die Nautik und durch seine „Ephemeriden“, die Columbus und Vasco da Gama auf ihren Entdeckungsreisen benutzten. Wir Franken haben allen Anlaß, zusammen mit seiner Vaterstadt dieses überragenden Geistes mit Stolz und Bewunderung zu gedenken. Sicherlich hätte der Frankenbund, den von früher her mit dem Heimatstadt Johannes Müllers so manche Fäden verbinden, nach seiner Art bei dem Jubelfest in Königsberg, wenn nicht zu dem Ruhm, so zur Würdigung des großen Gelehrten vom Gesichtsfeld der fränkischen Stammesseele aus ein wenig beitragen können, wenn ihm dazu irgend eine Möglichkeit geboten worden wäre.

Ein dritter Gedenktag war der 3. Juni 1936, denn an diesem jährte sich der Geburtstag Konrad Gräbels zum 200. Mal. Handwerksmeister und Poet wie sein engster Landsmann Hans Sachs hat er bekanntlich, was in allen Literaturgeschichten steht, sogar die Aufmerksamkeit Goethes erregt und dessen — allerdings bedingte — Anerkennung gefunden. Was Goethe von seiner Mundartdichtung sagt, ist nur allzuberechtigt; Gräbel war sehr glücklich in der Darstellung von allem, was auf der Ebene seines eigenen Lebens und unter dieser Ebene lag; zum Höherflug aber fehlten ihm die Voraussetzungen, ihm und seiner Mundart auch, die nun einmal, wie ich schon an anderer Stelle gesagt habe, nicht die Sprache „der nächsten Stände über ihm“ war. Überhaupt: es muß dabei bleiben, daß das Höchste in einem Volk und einer Kultur auch in der höchsten zur Verfügung stehenden Sprachform ausgedrückt wird. Davon abgesehen gehört aber auch zu dem der Mundart zugänglichen seineren Humor und zur einwandfreien Satire eine große seelische Überlegenheit, die die allerwenigsten Mundartdichter besitzen. Dies alles nicht vergessen, wollen wir doch dankbar anerkennen, daß der alte biedere Fläschnermeister Gräbel selbst noch uns Heutigen hin und wieder eine fröhliche Stunde bereiten kann, besonders wenn seine Worte von einem einwandfreien „Peiterlesboun“ vorgetragen werden. Und jedenfalls hat er etwas vor vielen sogenannten Mundartdichtern heutigen Tages voraus: von „höherer“ Bildung nicht angekränelt, dachte er nicht zuerst hochdeutsch, um dann erst seinen Worten das Mundartmäntelchen anzuhängen — die große, geheime Schwäche von vier Fünfteln der heutigen Arbeiten auf diesem Gebiet. So schimmert durch den ganzen Staub des 19. Jahrhunderts von seinen Sachen immer noch etwas von frischer Natürlichkeit her. P.S.

---



---

## ◆      B ü c h e r t i s c h      ◆

---



---

Josef Rabler, *Das namhafte Gefüge des deutschen Volkes*. Mit einer Karte. 2. Auflage. Verlag Josef Köfel & Friedrich Köfel, München. Dem Rablers großen

Werk „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“ schon bekannt war, der nicht die Gebankengänge des vorliegenden Buches als ihm schon geläufig

begrüßt haben. Allerdings ist, was dort mehr gestreut und gelegentlich ausgeführt wurde, hier gewissenmaßen systematisch zusammengefaßt, und so reihen sich gerundete, feste Bilder der deutschen Stämme aneinander; selbst auf jeden Fall, mag man auch in manchen Einzelheiten anderer Meinung sein und mag das Bild der deutschen Stämme, das Rabler gibt, auch insofern vielleicht ein wenig einseitig erscheinen, als der Verfasser ja natürlich in erster Linie von den christlichen Leistungen der Stämme ausgeht, die er selbstverständlich ausgezeichnet kennt. Was nun die Franken anlangt, so darf man sagen, daß sie von Rabler die „erste Note“ erhalten, und so wird kein Franke anders als mit Hochgefühl die Ausführungen eines Mannes lesen, der selbst zu Neudorf in Nordböhmen geboren wurde. Wie sagt er doch am Schluß des Iren gewöhnlichen Abschnittes: „Dieser Stamm, beweglich, leichtsinnig, heiter, frohlich und genussüchtig, dies Volk von geläufiger Zunge, von gutem Formvermögen, den Weltweiten aufnahmefähig geöffnet und um so breiter ausströmend, je weniger es von selbstgeschaffener staatlicher Form gebündelt war, hat dem Deutschen den großen geistigen Schwung gegeben, der deutschen Kultur weltbürgerliche Züge verlieh. Böhmisch, silesisch, polnisch leben wir alle von dem schöpferischen, durch Ennui geminnenden, unheimbar einströmenden sächsischen Wesen.“ Befremdlich klingt nur etwa der den Ostfranken gewidmete Satz: „Der Abstand zwischen der Grundsticht des Baltes und der schöpferischen Obersicht ist nirgends so groß wie in Ostfranken.“ Man möchte fragen, woraus eigentlich diese Behauptung sich gründet, und ob Rabler nicht vielleicht anderer Meinung wäre, wenn er etwa die Wingerbevolkerung des Raintals aus eigenem Umgang kennelernte. Auch ist gegenüber dem an geistvoller Schau so reichen Buch in einer Hinsicht eine gewisse Besicht am Platze, wenigstens wenn es sich um Döler handelt, die in den zur Erörterung stehenden Fragen nicht sozusagen befehlsmäßig zu Hause sind. Rabler schreibt nämlich, wie auch in seinem großen Werk, eine Art poetischen Stils, und so begegnen denn häufig gewisse Uebersetzungen oder beamtete Formulierungen, die den Unbefangenen verwirren können, Beispielsweise, wenn von der Aufgabe des sächsischen Stammes die Rede ist: „Dieses Antes, ein germanisches Gegengewicht wider das lateinische Uebermaß der süddeutschen Stämme zu bilden, hat Sachsen durch alle Jahrhunderte gemacht.“ Hier könnte ein Leser zu der Meinung kommen, die süddeutschen Stämme, also die Franken, Bayern, Schwaben seien in ihrem Wesen oder gar in ihrer Sprache „lateinisch“, verdammt gemein. Natürlich meint dies Rabler nicht, aber sein beamteter Ausdruck „das lateinische Uebermaß“ kann irreführen; und so noch in manchen anderen Fällen. Abge-

sehen davon sei jedoch auch angeführt dieses Buches betont, daß Rablers Auffassung und Gesamtwerk eine ganz neue Note in die herkömmliche, ästhetischste Art der Schrifttumsbetrachtung eingeführt hat, und daß seine Art, das Wesen der Leistungen des deutschen Schrifttums aus Blut und Boden zu erklären, völlig dem Gedanken des Frankensbundes entspricht, so daß wir ihn unbedingt als einen der bedeutendsten Bahnbrecher auch für unser Sanktgebiet einzuzeichnen und zu begrüßen haben.  
F. S.

**Das Kloster Bang** in seinen Beziehungen zu den beiden Hochstiften Bamberg und Würzburg unter Abt Johannes Burckhard. Ein Beitrag zur Geschichte der sächsischen Benediktinerklöster von Dr. P. Gulejus Deß O.S.B. Selbstverlag Münsterschwarzach am Main. (Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige. Herausgegeben von der Bayerischen Benediktinerakademie, 10. Ergänzungsheft. München 1903. Kommissionsverlag von Richard Oldenbourg.)

Welcher Franke, wenn er auch nicht gerade Hademann aus dem Gebiet der Geschichte ist, läßt nicht gern etwas über Bang, das am schönsten gelegene sächsische Kloster, das wunderbar gegenüber des Staffelsbergs und der Wallfahrtskirche Sterzjahnheiligen? Doch die vorliegende Studie — Doktorarbeit des Verfassers — ist noch aus anderen Gründen als etwa aus empfindlicher Schwärmerlei für schöngelegene, baulich bedeutende Klöster begrüßenswert. Einmal wegen der eindeutigen Darstellung der Schwierigkeiten und Willkürlichkeiten, zu denen es in früheren Zeiten kommen konnte, wenn es sich um „Lombarden“ handelte — und wenn es sich nur um jene auch sonst hier vorhandene Doppelherzhaftigkeit drehte, daß nämlich der eine Herr im weltlichen und der andere im weltlichen Tergan zuständig war; denn der Fürbischof von Würzburg hatte in Bang das Ordinariat, der von Bamberg aber war Lehensherr. Der andere Grund aber, weshalb wir die vorliegende Untersuchung begrüßenswert nennen, ist die bedeutende Verlässlichkeit, um die es sich hier handelt. Es war nämlich Aufgabe des Verfassers, etwa den ganzen Verlauf der Streitigkeiten zwischen den Schwesterstämmen um Bang zu verfolgen, nur das Wichtigste hat er herbeigezogen und behandelt, jenseits, das für seinen *Feld* von besonderer Bedeutung war. Dies stellte ja in gewissem Sinn die Tragik im Wirken Johannes Burckhards dar, daß er, bei selbstverständlicher Sinnigkeit zu dem Bischof, in dem er aufgewachsen war und vorher schon gewirkt hatte, doch nach seinem Amtsantritt in Bang mit ausgeprägtem Gerechtigkeitsgefühl und großartigem Takt den Belangen seiner beiden Herren Huldigung trug — und doch den Räten des Bamberger Bischofs Preis verächtlich blieb und

das Bamberger Misstrauen bis an sein Ende tragen mußte. Trotzdem hat die starke Persönlichkeit des Abtes auch in Bamberg tiefen Eindruck gemacht, eines Mannes, der im Alter von 25 Jahren schon Abt von Münster-Schwartzach geworden war, das Kloster aus seinem tiefen wirtschaftlichen Verfall in kurzer Zeit wieder in die Höhe gebracht hatte und dann zu dieser Höhe auch noch die Leitung der beiden Klöster Bang und St. Gerpion in Würzburg übernehmen mußte; wahrlich unter den damaligen Verhältnissen keine bequeme Führung von Prälaturen in einer Hand, sondern eine vorbreifache, ungeheure Arbeitslast, zu deren Bewältigung eben die Kraft eines ungewöhnlichen Menschen gehörte. Die nicht leichte Aufgabe, das von den Mönchen verlassene Kloster Bang wieder zu besetzen und im Innern und Außen herzustellen, leistete Abt Burdhard von 1575 bis 1592. Damit wurde für Bang jene Zeit eingeleitet, in der es als Pflegstätte der Wissenschaft besonderes Ansehen genoss. Es möchte nun freilich mancher Geschichtsforscher solchen alten Klostergeschichten sehr gleichgültig gegenüberstehen, und man möchte mit dem warmen Hinneiß auf einen solchen Abtes insulatus sich vielleicht eine Schelte holen wie ich, als ich vor Jahren einen am Stadttheater in Würzburg beschäftigten Schauspieler für einen Besuch des Dom-Jannens zu erwidern suchte mit der Bemerkung, es fänden sich sehr schöne Grabdenkmäler darin, und er erwiderte, daß das „ja doch nur Pfaffen seien“. Nun, für solchen Geschmach hätte der Verfasser der vorliegenden Arbeit auch etwas Schmachhafteres in petto. Sein Johannes Burdhard war ja der Bra-

der eines Georg Burdhard, der, von seinem Onkel mütterlicherseits, Georg Wilmann, in der lutherischen Lehre erzogen, Professor und Rektor in Tübingen wurde und den Ruf hat, der gemeinsame Stammvater von Holbertin, Wilsch, Schelling und Wörche zu sein! Bemerkenswert ist, daß die beiden Brüder, die in ihrem Leben das Kuseinberberollen der deutschen Sippen in die Bekanntheit sehr ausgiebig bekunden, neben sonstigen bedeutenden Geistesgaben die Tüchtigkeit in Geldgeschäften gemeinlich hatten. Ueber dies und über allerlei schwebende geschichtliche und rechtliche Fragen hat der Verfasser gründliche Forschungen angestellt, zu denen er außer einer großen Reihe gedruckter Werke die Staatsarchive von Bamberg und Würzburg, die Ordinariatsarchive der beiden Städte, das Archiv des Historischen Vereins von Unterfranken und das Klosterarchiv von Münster-Schwartzach ausbeutet hat. Seine an Max Buchner gesuchte Methode ist einwandfrei, sein Blick trotz der begreiflichen Verechnung der Besichtigte seines Ordens unbesungen, die Darstellung klar, bis und da nicht ohne Humor. In einer Einzelheit eine Bemerkung. Von den Glöcken, die Abt Johannes für Bang neu anschaffte, kam eine im Schwabenkriege nach „Oßlau“ und dann in die Stadtpfarrkirche zu Giesfeld, wo sie sich zusammen mit einer kleineren, ebenfalls aus Bang stammenden Glöcke heute noch befindet. Verfasser sagt nun dem Namen Oßlau bei: „— Oßla in Thüringen?“ Nach Tage der Dinge handelt es sich aber um das nur wenige Stunden von Bang entfernte Oslau (bei Koburg), das sich ja auch auf geradem Wege nach Giesfeld befindet. P. S.

# Der frankenbund

## Zeitschrift für Heimat- und Volkskunde

Der Beitrag zum Frankenbund beträgt 1934 RM. 4.— und ist bis 1. April d. J. (bzw. 1. Juli 1934 beim Postfachkonto Nürnberg 30 994 des Gesamtgeschäftsführers) zu überweisen. Die eine Beitragsgruppe besteht, wie bei den früheren Bänden durch viele eingezogen. Nach § 18 der Satzungen müssen die Beiträge für das kommende Jahr bis spätestens zum 10. September der nächsten Jahreshälfte bezahlt sein. Nichtzahlung gilt als stillschweigende Aussagung der Mitgliedschaft. — Alle Herrenbüchlein Beiträge für die Zeitschrift sind an den Schriftleiter Dr. Anton Fried, Nürnberg, Buchenbühlstraße 2011, zu senden. Die Rückführung von unentgeltlichen Beiträgen kann nur erfolgen, wenn das Postgeld beigefügt wird.



Nr. 9/10

1936

## Fränkische Auswanderungen.

Von Alfons Pfrenjinger.

Anlässlich des Bundesfestes hielt Studienprofessor Dr. Alfons Pfrenjinger im Rahmen der fränkischen Vortragsreihe einen Vortrag über fränkische Auswanderungen, der wegen der großen Bedeutung des Themas weiteste Beachtung verdient. Der Vortrag hat ihn und in liebenswürdigster Weise für die Zeitschrift zur Verfügung gestellt, sodass wir das Wesentliche unseren Lesern mitteilen können.

Die Schriftleitung.

Die fränkische Auswanderung ist ein Teil der gesamtdeutschen und kann nur in diesem Zusammenhang betrachtet werden. Das will nun freilich nicht besagen, daß deshalb auch Umfang und Zeitdauer, Ursachen und Ziele der Auswanderung bei den einzelnen deutschen Stämmen sich immer oder auch nur annähernd gedeutet haben müßten. Die an den Reichsgrenzen sitzenden deutschen Stämme hatten z. B. viel früher und viel häufiger Anlaß über ihren Volkstraum vorzustoßen als die im Herzen des Reiches wohnenden. Sie haben das auch nachdrücklich und erfolgreich getan, wenn ihre Stammesfürsten tatkräftig und unternehmungslustig genug waren, um der überschüssigen Volkskraft Weiland, sich selber aber ein erweitertes Herrschaftsgebiet zu gewinnen. Ich brauche bloß an das wohlbekannte Vordringen des bayerischen Stammes und die Schaffung der Ostmark Österreich zu erinnern.

Die Grenzstämme bei entsprechendem Weitblick ihrer Führer eher und leichter Veranlassung hatten, durch Kolonisation ihre überschüssige Volkskraft in politisch schwache oder dünn besiedelte Randgebiete abströmen zu lassen, so haben sie umgekehrt auch in viel stärkerem Maße als die Inlandstämme die Wirkung feindlicher Kraftfelder an ihren Grenzen zu spüren bekommen. Als Beispiel erwähne ich die Schicksale des fränkischen Stammes in Lothringen. Dabei übergehe ich frühere Ereignisse wie den Verrat der Bistümer Metz, Toul, Verdun durch den Kurfürsten Moriz von Sachsen und die nachträgliche Gutheilung durch den Ohnmachtsfrieden von Münster und Osnabrück. Schon während der nächstfolgenden